

Der Sonderling.

Roman von P. Felsberg.

6.

In die ärmlichen Hütten zu Felden war der Sonnenschein der Freude eingeleuchtet. Die Nachbarn hockten bis spät abends vor den Thüren zusammen und sprachen lebhaft hin und her, blickten voll Zuversicht in die Zukunft, die plötzlich für das Dorf eine ganz andere werden sollte.

Die Gatten und Väter, die Brüder und Söhne sollten zurückkehren aus der Ferne, und auch für die Frauen und Mädchen that sich ein Feld der Arbeit auf, das ihnen einen bester Lohn brachte als die Bearbeitung der dürftigen kleinen Acker und Wiesen, die kaum das Nothdürftigste zum Leben brachten, wenn es eine gute Ernte gab. Hoffnungsfrohe Gesichter sah man überall, glänzende Augen und beredte Lippen. Die Pläne, die der verstorbenen Baron von Felden entworfen waren, nun in aller Munde.

Ein großes Stück des schlechtesten Ackerlandes hatte der Graf zu Schönburg in Felden gekauft, und in Kürze sollte dort eine Fabrik entstehen, in welcher so viele Webstühle aufgestellt werden sollten, wie man brauchte, um die mühsigen Hände zu beschäftigen, die gern arbeiten wollten, wenn sich ihnen Arbeit bot. In der Zwischenzeit, bis der Bau vollendet war, mußten die Arbeitskräfte ausgebildet werden. Einzelne schickte Graf Schönburg als Volontäre in große Webereien, um dort die Kenntnisse sich anzueignen, deren sie bedurften. Sie mußten alle, daß eine gewisse Zeit darüber vergehen werde, bis ihre Kräfte in der neuen Arbeit sich geübt, und daß sie es dem Gehaltum des Grafen zu danken hatten, wenn er in dieser Zeit der Lehre ihnen einen Arbeitslohn zahlte, der ihnen das Leben ermöglichte. Allmählich, mit dem Wachsen der Leistungsfähigkeit der Arbeiter, sollte auch der Gewinn für dieselben sich steigern. Schritt für Schritt sollte das armenüthige Dorf emporklimmen, sich erheben aus Armuth und Elend, aus Hunger und Noth durch seine eigene Arbeitskraft, für welche der Graf das rechte Feld bot. Ein Wohlstand, der so gewonnen, so erkämpft ward, mußte den rechten Werth bezeugen, mußte Zufriedenheit schaffen, und Zufriedenheit ist Glück, das einzige, wahre Glück.

Laut rief man den Mann, der alles dies ausführte, der mürmelnd thätig war im Auftrage seines Freundes, des Grafen, Doktor Zulus, der dem Dorfe so großen Segen gebracht.

Und Doktor Zulus hatte alle Hände voll zu thun, um, ehe es Winter wurde, den Plan auszuführen, der nun endgültig entworfen und vom Majoratsherrn genehmigt war. Der feste Wille eines reichen Mannes ist mächtig, dies zeigte sich jetzt so recht in Felden.

Doktor Zulus hatte seine Wohnung ins Schloß selbst verlegt; Ingenieure, Baumeister, Arbeitsleute gingen bei ihm ein und aus. Zumeilen zog er sich in das kleine Gartenhäuschen zurück mit seinem kostbaren, ausländischen Luxus, um stille Stunden zu verbringen, wenn er das Bedürfnis hegte, mit sich allein zu sein. In solchen Stunden leuchtete die Verbindung, die er empfand, die sein energisches Schaffen ihm bereitere, von seinem Antlitze.

Mit lächelnden Mienen dachte er an Rosa. Nur selten hatte er sie gesehen in den letzten Wochen, in denen er so eifrig schuf, nur flüchtige, kurze Besuche hatte er in alt herrenhaus gemacht; es schien, als ob er nur noch als Arzt kam, nicht eher als nöthig, um nach Rosa's Fuß zu sehen. Er hielt sich nie mehr lange auf und sprach nichts von den Plänen, die sich nun erfüllen sollten. Die vollendete Thatfache mußte für ihn zeugen, für seinen guten Einfluß auf den Grafen Schönburg. Er sorgte mit dem nächsten Besuche, den er im Herrenhaus abhalten wollte. Da durch den Ortsvorsteher der beiden Dörfer Schönburg und Felden die Bekanntmachung

erfolgt war, und mit dem Bau der Fabrik alsbald begonnen werden sollte, war den Damen von Felden natürlich kein Geheimniß mehr, was in aller Munde war.

Er dachte auch an Gertrud und lächelte leise vor sich hin. Er sah sie, welche magnetische Gewalt er über sie besaß, daß sie sich beugen mußte seinem festen Willen, und sein Wille war, sie gemüthlich zu sehen, sie, die Stolze zu besiegen, daß sie aufblitze zu ihm. Die schöne, gelungene, jugendliche Gestalt hatte seine Augen bestrahlt; in ihrer Nähe fühlte er, daß er noch jung war, daß heißes Blut in seinen Adern roste, daß er noch nicht abgelebten hatte mit dem Leben, das jetzt nach langer, langer Zeit ihm wieder ein Glück begehrenswürdig erschien, auf das er schon verzichtet hatte.

Eine ruhige, stille Rechnung empfand er für Rosa. Das kranke, edle Mädchen stand seiner Seele näher als ihre Schwester, aber diese hatte ihn begabter durch ihre Ungharbarkeit, ihre stolze Zurückhaltung, ihre körperliche Schönheit. Zulus wußte, daß Rosa viel besser war als Gertrud, daß sie ein warmes Herz und eine starke Seele besaß; sie erregte ihm als ein ideales Weibchen, zu dem er emporsah, an das er noch gedacht mit dem Gedanken, es zu besiegen, zu begreifen, wie er an Gertrud dachte.

Siehe Träume beschäftigten die Phantasie des Arztes in den stillen Stunden, die er im japanischen Hängesessel verbrachte.

Er sah sie jünger, glücklicher als jemals. Er sah das schöne, stolze Mädchen mit dem reichlich glänzenden Haar, dem weißen Nacken, den schwellenden Lippen und den strahlenden, graublauen Augen an seiner Seite, zärtlich, süßsam, bezugend von ihm, seiner Liebe.

Wenn sie mich liebt in uneigennütziger Liebe, mich, den einfachen Landarzt, wenn sie ihrem Glück entsagt, sich mir zu eigen giebt, dann, Gertrud, selbst zu glücklich werden, so glücklich und stolz, wie nie ein Weib! Um seiner selbst willen geliebt zu werden, das muß tollisch sein!

Zulus flüsterte es im heißen Tone, und felsachtlos wußte er hinüber nach dem Herrenhause der Felden, das den Inbegriff seines künftigen Glückes barg.

Schon brach die Abenddämmerung herein, doch er stürzte hinaus, warf sich auf sein Pferd mit leidenschaftlichem Ungestüm. Er konnte sich selbst nicht mehr, er fühlte, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er lehnte sich nach einem Weibe, das ihn liebte, wahr und treu liebte.

„Tren!“ zitterte es über seine Lippen, und ein dunkler Schatten flog über seine Züge. Seine Blicke umflorten sich. „Tren!“ Es war, als treffe ihn ein Schlag ins Gesicht.

„Ob sie tren sein kann?“ fragte er sich leise, und forschend blickte er hinüber nach dem alten Bau, der ihm immer näher rückte. „Ja — ich glaube es, sie wäre zu stolz, die Treue zu brechen,“ beschwichtigte er sein ängstlich klopfendes Herz, und wäher ritt er vorwärts.

Unstlich schwang er sich vom Pferde, band den Zügel um einen Baumstamm und ging mit leichten Schritten hinein ins Haus, da er im Garten niemand gewahrte.

Er fand die Damen bei der Abendmahlzeit; er nahm ganz die Einladung an, an derselben theilzunehmen.

Gertrud selbst ging und brachte ein Couvert für ihn; dann saß sie ihm gegenüber und mußte zu ihm aufblicken, so wunderbar verändert fand sie ihn.

Auch Rosa fand es, und jubelnd sagte sie: „Sehen Sie, Doktor, wie strahlend Sie aussehen, zum Ihnen so Großes gelungen ist.“

Auch die Baronin sprach ihre Freude aus, daß endlich die schönen Pläne ihres Vaters zur Ausführung kamen; sie dankte ihm mit herzlichem Händedruck und Rosa nickte ihm zu mit innigem, dankendem Blicke.

„D, ich habe auch noch andere Pläne,“ sagte Zulus lächelnd

man in Madonnhof nun so absolut gar nichts von Gischginst hörte, wurde der Kapitän des Dampfes, der von Madonnhof aus alljährlich den Ort anlief, beantragt, Erkundigungen einzuziehen. Aber zwei Jahre lang erhielt er stets die gleiche Antwort von den Einwohnern, daß nämlich der Ispraunitt in diesen Angelegenheiten den Kreis beruhe. Als diese Antwort sich zum dritten Male wiederholte, stellte der misstrauisch gewordene Kapitän sich zwar befriedigt und fuhr ab, nachts aber erdienen er wieder, und gegen Morgen schied er eine Baraffe in die Stadt. Schon von weitem hörten sie Hochgelächter, Pfifflenschiffe, jubelnde Rufe der Eingebornen und das Trommeln des Schamanen. An den Ufern brannten überall riesige Scheiterhaufen und den landenden Truppen begegnete eine merkwürdige Prozession. Auf einer hohen Tragbohr, die mit Reibhühnchen, mit Bändern, Saarbüscheln, Schellen um verziert war, saß würdevoll der Ispraunitt, der Gott von Gischginst. Acht aufgesetzte Sameten trugen ihn, und ringsumher drängten sich alle Bewohner der Stadt. Voraus kannten die Schamanen und schlügen aus allen Kräften auf ihre dümpelnden Trommeln. Die Bevölkerung feierte die Befreiung ihres Gottes aus großer Gefahr. Man kann sich ihr Entsetzen vorstellen, als sie plötzlich die bemanneten Mannschaften vor sich sahen, von denen sie geglaubt hatten, daß sie längst auf hoher See seien. Der „Gott“ wurde seltsam, auf die Baraffe geleitet und vom Dampf der Madonnhof ins Arenhaus geführt. Leber erzählt Herr Bionio nicht, was man aus dem Dicken und aus dem flüchtigen Batinidlo, dem Kopan gemacht hat, der während dieser drei Jahre dem Gott Ispraunitt gegenüber mit viel Weisheit seine Neutralität zu bewahren verstanden hat.

In Weckenburg giebt es heute noch Klöster, welche die Lecher des einbetragenden Adels verloren. Daß dieses Wort recht nur dem Adel gemeint, wies noch im vorigen Jahrhundert eine gelehrte Denkschrift damit zu rechtfertigen, daß die obeligen Fräuleins hawerch an den Mann zu bringen seien „als die anderen.“ Wie nun die Durchlauchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herren Wolf Friedrich und Hans Albrecht, Herzöge von Weckenburg um sich das Wohl der Jungfrauen-Klöster Dobbertin, Rönitz und Malchow angelegen sein ließen und die Ordnung dieser Klöster veränderten, darüber berichtet ein Gebicht von Carl Jacobson, welches in der „Bibliothek des Samors“ (Berlin, Westfäler) mitgeteilt wird:

Ordnung muß sein.

Auf dem Schloß zu Gütrow saßen Herzog Hans und Herzog Albrecht. Bei dem Morgentraum aus Cimbe, Würdlich sich theilend Sorgen Und Regierungs-Schmülitäten. — „Woh! Friedrich! sprach Hans Albrecht, Es ist uns vernehet worden, Daß in unsern Jungfernkloster Rönitz, Dobbertin und Malchow Mißbrauch allerley, insonders Hölleeren eingerissen; Denn man hat es uns berichtet, Daß, sommt Domina, de Jumein Grad als wie de Zigel liden. Wenn in desen hoarern Aussen Sein Unkraut von Bierkämpfampfen Wittenmann de Jumein lüht is, Ghin it, wenn de Golt geraden, Woren je ent Bier verlijen, Welches kein gottlich Ende.“

„Jochen! Hal 'ne nige Kann!“

„Albost, bist wußt it ist seggen! Also löst u Muxer Gäre Und der höchst erlauchten Entel Anerkennung, uns zur Stelle Fundthun unsern hohen Willen Und das Deputat firtzen. Also für den ganzen Monat.“ — „Go—s! it fund ver lange Wecken! In de Domina in Rönitz Is de Wöhm' er Underwandschloß. Zwec Zunn Wie — hat in dt lebben, No, un Dämmier noch ein halbe.“

„Jochen! Hal 'ne nige Kann!“

„Weedomna in Malchow, Wohlh, weest du woll, it Sweier Von den ollen guden Lüge. Knapper noch als anderthalbe In een halve of von Dämmier Tra it mit nuch antobeden.“ — „Go—s! in Dobbertin de Jumein Bülom, Wessentun und Wollte

Und de Lütte, söte Derge — — „Kannst du öwer? Hart woll bringen Kanner noch es eine Zamm is In een halve Dämmier schreimen? Jochen! Hal 'ne nige Kann!“

„Kuntum Albost!“ — „Kuntum Hannes!“ — „Kans! Wo sind das schwere Zeiten! Wird in untern Sterbetündeln Viele Streng' uns auch nicht reuen? Hunger ist ein iohares Schwert, doch Hans! — Holt du mal recht gebödet? Wenn de Domina nu dödet! In de ollen un de jungen Samtern nu nuch heben wollen Für uns Seelenheit, als wie sie Ihren Landesherren schuldig — — Ward uns nuch de Dämmel halen? Jochen! Hal twee nige Kann!“

**Erbschöpf.** I. A. H. lieber Hugo, sieh, wie der Champagner verht, ich hätte wohl Aht — — ich bin so erschöpft!“ — „Du bist nicht die einzige Erbschöpfe, meine Wörte ist auch erschöpft.“

**In der Weinstube.** Gymnasial-Direktor: „Was muß ich sehen? Ein Schüler meiner ersten Klasse, hier — Aultern esend?“ — P. r. imancer: „Berzehen Sie, Herr Professor, aber Da draußen steht ja bron: Brina-Muxer!“

**Treffende Antwort.** Fürst: „Sagen Sie, mein lieber Schulze, wie kommt es, daß hier so viele Kinder barfuß herumlaufen?“ — Schulze: „Ja, Durchlaucht, so kommen sie bei uns auf die Welt!“

**Bei der Abreise.** „Nun will ich Ihnen einen guten Rath geben, Herr Herr!“ Sie haben Ihr Hotel zur Stadt London genannt, — kaufen Sie es um und nennen Sie es zur Stadt Wansleben!“ (Aultere Gesellschaft.)

**Wissenslegend.** Heute hat der Herr von Dänenbrän seinen Geburtstag. Von seinen sämtlichen Stammgästen erzählt er sinnige Aulmerksamkeiten; als Letzter noch der Studiosus Pumps meier und überreicht ihm feierlich — ein neues Stül Kreide.

**Stillsätze.** „Bei der am Montag vorgenommenen Butter-Revision wurden wiederum drei Frauen erwischt, welche nicht das richtige Gewicht hatten.“

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

— In der geographischen Verlagsbandlung von Dietrich Reimer in Berlin (Aulhaber: Köfer & Wöhlen) erschien soeben vollständig in zweiter Auflage ein Dentscher Kolonial-Atlas für den amtlichen Gebrauch in den Schutzgebieten. Nach den neuesten Quellen, mit Verwendung von umfangreichem, bisher noch unbenutztem kartographischem und sonstigem Material der Kolonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes und der Neu-Guinea-Compagnie in einheitlichem Maßstabe von 1:3,000,000 bearbeitet von Richard Siebert. Begleitender Text von Dr. Josef Barth, Professor an der Universität zu Breslau. Mit Exzellenz- und Kontraktions-Notizen, sowie mit einem vollständigen Namen-Verzeichniß zu jeder Karte. Preis in Lederband mit Goldtitel 18 M., mit ungezogenen Karten 22 M. Wie der Titel bezeugt, ist der Atlas von der Kolonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes für den amtlichen Gebrauch in den Schutzgebieten angenommen worden. Infolgedessen hat die Verlagsbandlung in dem Atlas zum ersten mal die durch Verordnung festgelegte Rechtschreibung geographischer Namen zur Anwendung gebracht. Sie ist aber namentlich durch die Heberweilung seitens der Kolonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes von zahlreichen, noch nicht veröffentlichten Namen- und Kartenmaterial aus den Schutzgebieten und durch Dr. Freiherrn v. Dandellmann, in den Stand gesetzt worden, ein Werk von ganz besonderer Bedeutung zu schaffen. Die politischen Abgrenzungen der verschiedenen Interessensgebieten und Schutzgebiete sind nach offiziellen Urkunden, die konsularischen und diplomatischen Vertretungen nach dem neuesten und zuverlässigsten Material hergestellt. Ein besonderer Vorzug, dessen die Verlagsbandlung sich bei Vertheilung des Werkes erfreute, war, in dem Werke ihres Reichens-Institutes, Dr. Richard Siebert, einen Mann zu besitzen, der reichliches Können mit umfassendem geographischen Wissen vereinigt und dessen mehr denn 20 Jahre hindurch fortwährend betriebene Afrika-Studien ihn besonders dazu befähigten, der großen und schwierigen Aufgabe gerecht zu werden.

— Im Verlage von Richard Korn, Berlin O., Gröner Weg 17, erschien soeben ein hübsches humorvolles Eingipfel „Der Teufelskraut“ von Richard Krause (op. 43) für zwei Sopranstimmen und Violon (Vas). Das leichte und gefällige Werk eignet sich ebenso gut für die öffentliche Bühne wie für private Gesellschaften zur Aufführung und wird bei guter Darstellung ebenfalls auch dankbare Hörer finden.

Alle die Rezensionen unverzüglich; Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



zwischen die Dankesworte, „Mäne für mich selbst. Ich will mich hier niederlassen für immer, will mir ein Haus bauen, klein, bescheiden, wie ein Landhaus es braucht, im englischen Cottagestil, mit einem kleinen Garten, ganz hier in Ihrer Nähe, da in Felben das Baurerain nicht allzu teuer ist, so daß meine Mittel mir schon erlauben, Hauseigentümer zu werden.“

„Das ist herrlich!“ rief Rosa, „so werden wir ganz nahe Nachbarin.“

„Es ist ein Segen für alle in Felben und in Schönburg,“ meinte die Baronin.

„Sie denken jetzt nur an den Arzt, gnädige Frau, aber ich möchte auch als Mensch Ihnen ein willkommener Nachbar sein,“ bemerkte Justus, und sein Blick hing dabei an Gertrud, so lange und innig, daß diese erzählend die langen Augenwimpern senkte, und die Baronin leise zusammenzuckte. Nur Rosa hatte es nicht bemerkt.

„Und wann wird Graf Schönburg kommen?“ fragte jetzt Gertrud, sich gemaltfam fassend; der Einfluß, den die Nähe des Doktors auf sie übte, war so mächtig, daß sie sich demselben willenlos hingeben mußte. Doch nur eine Sekunde verweilte sich ihr klarer, ruhiger Verstand, dann dachte sie an ihr Ziel, an Graf Schönburg, den sie erwartete mit Ungeduld, mit der bestimmten Ahnung, daß sie von ihm ihr Schicksal zu erwarten habe.

„Der Graf schrieb mir in diesen Tagen, daß er kaum so bald kommt, vielleicht niemals; er will seinen Tag erstun. Ich soll sein Stellvertreter sein und bleiben.“

„Welch ein Sonderling! Ihr Freund doch ist!“ gab Gertrud enttäuscht zurück.

„Ja, er ist ein Sonderling,“ bestätigte Justus.

„Erzählen Sie uns doch von ihm,“ bat nun Gertrud. Es klang in bitterdem Tone, so wie sie noch nie zu Justus gesprochen, und ein warmer Blick aus ihren klaren Augen traf ihn.

„Er ist ein unglücklicher Mensch, der den Glauben verloren hat an der Welt, besonders an die Frauen,“ begann Justus langsam, bedächtig, wie jögernd.

„Und was haben ihm die Frauen gethan?“ lächelte Gertrud fragend zu ihm hinüber.

„Gertrud, sei nicht indiscret mit deinen Fragen,“ mahnte die Baronin.

„Es ist kaum indiscret, haben zu sprechen, denn vor jetzt oder mehr Jahren wurde die unglückliche Geschichte des Grafen Schönburg viel besprochen, mehr als ihm lieb war,“ gab Justus zurück.

„Ich weiß,“ fuhr die Baronin fort, „man erzählte sich von einer unglücklichen Liebe und der unglücklichen Ehe seiner Schwester Dora.“

„Von einer sehr unglücklichen Ehe,“ entgegnete Justus.

„Ich darf Ihnen keine Geschichte erzählen. Ich bin der einzige Mensch, der sein ganzes Herz kennt, der weiß, was er gelitten hat, und warum er zum Menschenfeind wurde, zum egoisten, der sich nicht um das Schicksal der anderen kümmert.“

„Ist diese unglückliche Ehe seiner Schwester nicht ein Geheimnis, dürfen Sie davon erzählen, so bitte, thun Sie es, ich bin gespannt darauf,“ meinte Gertrud.

„Es ist kein Vertrauensbruch, der Freund hat mir nie Schweigen auferlegt, ich schwieg bis jetzt darüber, und nur Ihnen allein will ich von ihm erzählen. Sie haben ein Recht, zu wissen, warum die Pläne des letzten Grafen von Rosa so lange unannehmlich blieben, und warum der Graf niemals herkehr kam. Ich will von vorn beginnen, von seiner Jugendzeit erzählen, so wie er mir davon erzählt hat.“

„Einen Augenblick jögerte Doktor Justus noch, wie sich besinnend. Er sah, mit welcher Spannung die Blicke der Damen an seinem Antlitze hingen. Der lichte Schein der Lampe, die auf dem Tische stand, fiel voll auf seine Züge. Die helle Be-

leuchtung schien ihm plötzlich weinlich zu werden, er erhob sich und meinte, zum offenen Fenster tretend: „Der Abend ist so schön, um im Zimmer verbracht zu werden. Kommen Sie, Fräulein Rosa, stützen Sie sich auf mich, wir wollen in den Garten gehen, dort löst sich besser von vergangenen Zeiten plaudern an solem Sommerabend wie heute.“

„Sie haben recht, Doktor,“ stimmten die Damen ihm bei, und sie schritten ihm voran in den Garten, nur Rosa hing an seinem Arm und freute sich, daß ihr Fuß immer kräftiger wurde.

„Bald werde ich ohne Stütze gehen können, und das danke ich Ihnen,“ sprach sie leise und sah zu ihrem Begleiter auf mit dankerfülltem Blick. Er aber gedachte es nicht, seine Blicke folgten der hohen, schönen Gestalt, die vor ihm schritt.

Wieder hob Justus Rosa in die Hängematte wie ein Kind, als ob es sich von selbst verstände; er nahm das Recht des Arztes voll in Anspruch. Gertrud stand daneben und blickte mit zornigen, blitzenden Augen auf beide. Sie wußte selbst nicht, wem ihr Zorn galt. Ob es Eifersucht war? Sie hätte höhnisch gelacht, wenn jemand ihr dies zu sagen gemagt. An den Stamm des Baumes gelehnt erwartete sie mit Spannung die Geschichte des Grafen Schönburg zu hören, der seit einiger Zeit in ihrer Gedankenvelt eine so bedeutende Rolle spielte.

Doktor Justus unterbrach endlich das erwartungsvolle Schweigen, während dessen er sich auf einen Anfang seiner Erzählung vorbereitet zu haben schien.

„Der Graf gehört zu denjenigen, welche von Jugend auf das Bedürfnis hegen nach einem Menschen, dessen Herz, dessen Liebe ihm ganz gehört,“ begann er, „er war schon ein der Liebe vielbedürftiger Kind, und diese wurde ihm im vollsten Maße zuteil. Von seiner Mutter, der Gräfin, haben Sie gewiß gehört?“ fragte Justus leise die Baronin, und diese nickte.

„Ja, ihr Gehelmt, ihre Güte, ihre Schönheit waren viel gepriesen; ich selbst konnte sie leider nicht, sie lebte nicht mehr, als ich nach Felben kam, aber der Schmerz über ihren Verlust war noch frisch, und lange lebte sie noch fort in aller Gedächtnis.“

„Der Schmerz über den plötzlichen Tod ihrer einzigen Tochter, der Komtesse Dora,“ fuhr Justus fort, „hatte ihre zarte Gesundheit so erschüttert, daß sie sich nicht wieder erholt. Der junge Graf verlor seine geliebte, verehrte Mutter, als er eben zwanzig Jahre alt war. Sein Vater, ein strenger, stolzer Mann, hatte ihn nie sehr nahe gestanden; die Ansichten beider waren zu verschiedener Art, als daß ein intimes Verhältnis zwischen Vater und Sohn bestehen konnte. Ersterer war ein eifriger Sportsman und konnte dem Sohne nie verzeihen, daß dieser nur wenig Interesse für den Sport zeigte, daß er mehr in der Bibliothek sich aufhielt als auf dem Pferde und mehr Liebe zu den Wissenschaften und zur Poesie zeigte als zu dem edlen Kriegshandwerk, dem sonst jeder Schönburg wenigstens ein Jahrzehnt seines Lebens gewidmet hatte. Der Graf brachte sein halbes Leben auf Reisen zwischen Paris, London und den deutschen Rennplätzen zu und überließ die Erziehung seines Sohnes der Mutter und bewährten Hauslehrern. Erst als er glaubte, daß derselbe innerlich für seine Bildung fertig sei, suchte er den einzigen Sohn für seine Interessen zu gewinnen; allein die Gegenstände in beiden Charakteren traten so scharf zu Tage, daß der Majoratsbesitzer es untüchtig ausgab, seinen Sohn und Erben in seine Zustände treten zu lassen. Eines Tages nach dem Tode der Mutter kam es zwischen beiden zu einem Meinungs-

austausch. Der alte, weise Aristokrat entlegte sich die vorurtheilsvolle Meinung seines Sohnes, der ihm von allgemeinen Menschenrechten sprach und durchaus nicht einsehen wollte, welche Klüft zwischen dem Bürgerthum und dem Adel gähnte, die der Vater für unauflösbar hielt.“ (Fortf. folgt.)

### Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Viktor Blüthgen.

Das erste, was Heller am Morgen im Comptoir that, war, daß er den Akten an Akten mit ihm sitzenden Schreiber ersuchte, von Zeit zu Zeit ihm einen Stoß zu geben, damit er nicht einschläfe.

Zu Mittag fand er dahinten einen Brief von seinem besten Colleague vor. Er hatte 20,000 Mark gewonnen... der

streb bewegte Schreiber stellte ihm nach Abzug der Kosten, Provision und 25,000 Mark 75 Fennige zur Verfügung.

„Nun ich Ihnen vielleicht mit einem Roudlage zu einer günstigen Anlage dienen?“ ließ es im Briefe weiter. „Ich bin im Begriff, ein Gut gegen ein Haus umzutauschen, dessen Werthe indeß mindestens noch 10,000 Mark Betriebskapital haben muß,

sonst kann er das für ihn sehr vortheilhafte Geschäft nicht machen. Die Sandkraft hat 75,000 Mark auf dem Gute liegen, sonach ist es seine 150,000 Mark unter Brüdern werth; Sie kämen gleich nach den 75,000, und ich kann Ihnen 5 1/2 Prozent Zinsen auslagen. Das werden Sie sicherlich anderwärts bekommen. Wenn ich Ihnen dazu rathe, dürfen Sie dieselbe Summe... Das ist wirklich zu überlegen,“ sagte Stephan Heller.

Überdem war die Rechnung des Sternwirts da: 15 Pfalchen Champagner zu 8 Mark = 120 Mark; 300 Stück Untern = 60 Mark; allerlei Kleinigkeiten (die sonderbaren Leute hatten ihm für den Abend die Verpackung der gemauerten Beche überlassen)... zusammen 194 Mark 35 Fennige.

„Gimmel und die Welt!“ murmelte Heller unwillkürlich. Er hätte einwilligen die Dittungsformel für 200 Mark, und in die Ecke der Rechnung: der Rest für Paul.

„Im Comptoir verlor er die Antwort an den Colleague. „Scheiden Sie 300 Mark an die Wittve Dorothas Nothmann, geborene Förstemann u. f. f., und 100 Mark an den Gärtnergehilfen Friedrich Lautenschlager, wohnhaft u. f. f. Den Rest des Geldes wünsche ich zunächst hier zu haben.“ Zur Vorrichtung wegen der Hypothek gefällig mir nicht bilden. Ich danke Ihnen mein Glück ich erubere mit meinem vollen Vertrauen. Ich habe nie mit Hypotheken zu thun gehabt, wollen Sie mir nicht Näheres über Normalitäten u. w. mittheilen, auch die Belege führen. Kopiere aber das Gut und Ihr Taufgeschicht vor Augen führen? Es würde mir Vergnügen machen, wenn Sie den Ausdruck meiner Freude in Gestalt eines Hundertmarkstückens zu Ihrer Provision legen wollen.“

„Ich habe den Heid der Götter abgefunden,“ sagte Stephan Heller zu sich, und was wie Mischung über seine eigene Gutmüthigkeit kam über ihn, loben er an die Wittve Dorothas Nothmann geborene Förstemann und den Gärtnergehilfen Friedrich Lautenschlager mit seiner zweiten Frau und seinen acht hungerigen Kindern dachte. Dann aber befiel ihn unwiderstehliche Schlafsucht — die Debe in seinem Kopf, durch welche etwas wie der laute Gang eines Hammerwerkes hallte, wurde immer gährender — er ging zu Herrn Winterwed, dem jüngeren und milder denkenden Chef der Firma Wehring und Compagnie, und erbot sich Freiheit wegen Unwohlsein.

„Am Nachmittage mühte er sich, den Rest seines Vermögens aufzuheben nach Abzug der ersten Spenden zu beizählen. Der Wittve 194.35 M., Wittve Nothmann 300; macht 494.35 M., Lautenschlager 100; macht 594.35 M., der Colleague 100; macht 694.35 M. — Ab von 26,509.75 M. = Rest: 26,814.40 M. ... Nicht so, er hatte ja den Wittv ganze 200 M. zugeschrieben: also 200 — 500 — 600 — 700 ... Rest: 25,809.75 M.“

Stephan Heller lächelte und rieb sich die Hände. Wenn er 10,000 auf das lässliche Grundstück anlegte, blieben ihm noch 15,800 M. Die Fennige rechnen wir nicht.

„Aber that er nicht viel besser, sich ein Geschäft zu gründen mit dem Gewinn... Es ist viel Zeit, das später zu überlegen. Erst schlafen!“

Und Stephan Heller schlief wie ein Todter. Er hörte an irgend einem Zeitpunkt mehrmals die Thür geben, aber er rührte sich nicht. Endlich blinzelte er doch einmal: ein Pfälchen in der Thür, die Stunde dunkel, in der Thür ein Arbeiterpost, wie es schien: die Frau Dreilehmeister. „Ach was...“

Einmal machte er mit brennendem Drust auf, zündete Licht an und trank zwei Gläser Wasser. Freilich war er munter wie ein Fisch. Frau Dreilehmeister brachte den Kaffee.

„Ist's denn wahr, Herr Heller? Ach, du lieber Gott, wir waren ja ganz aus dem Häuschen gestern abend, als wir's in der Zeitung fanden. Solch ein Glück!“

„Was denn... ach so, wegen dem Lotteriegewinn? Hal der Mensch, der Meier, das in die Zeitung gesetzt? Mit meinem vollen Namen?“

„Jawohl. Hier steht's...“ sie holte das Zeitungsbüchlein unter dem Arm vor. „Ich gratulire Ihnen auch von ganzem Herzen, und meine Minna auch. Wohl ein's hat uns leb: Nun bleiben Sie gewiß nicht hier wohnen. Sie werden sich wohl ein feines, großes Logis suchen. Die Minna hat schon Thürnen drum verwohnen. Wir haben uns so an Sie gewöhnt.“

„Ja an — so sehr wird das der Minna wohl nicht zu Herzen gehen. Aber vorzüglich gefällig's mir hier noch ganz gut.“

„Ja, und der Herr Doktor Wellmann war heute morgen auch schon hier und sagte, wann er Sie sprechen könnte, er wollte Mittags wiederkommen, und der Wasserwater Schiele und der Schneider Pippel, der Armenpfleger, die kommen morgen nach der Straße wieder. Und sechs Briefe — Herr Gott, die habe ich rein

bergesen...“ Und Frau Dreilehmeister stürzte aus der Thür. „Lassen Sie, ich hole sie ab, wenn ich ins Geschäft gehe,“ rief Heller ihr nach.

„Ein bißchen werde ich wohl noch um Gottes Willen bluten müssen,“ schied er betlich, indem er zur Stellung griff. Da heißt es: Ein sehr geschätzter Mitbürger hat das Glück gehabt, in der letztenziehung u. f. w. Es ist der in dem bestimmten Damenmäntel-Geschäft von Wehring & Co. als Buchhalter rühmlichst thätige Herr Stephan Heller...“

„Da los er sich gebraut! Ein wenig ängstlich wurde ihm dabei zu Muthe. Er dachte an die drei angeständigsten Besucher... an die fünf Briefe von vorgestern... Nun fiel ein: er hatte ja den Colleague fragen wollen, woher jene fünf Leute von seinem Namen wußten? Vielleicht von einem seiner Bekannten... etwas merklichartig war die Sache immerhin. Er mußte jetzt auch an seinen Schwager schreiben... seine Schwester war ja die einzige lebende Wittverwanda. Jetzt lohnte es schon, ihn als Gebotene zu behandeln, wie man es immer im Scherz gethan! Ach, er wird 1000 M. an einem als Geschenk senden, wenn das Geld da ist, vorher nichts schreiben... Das ist ein famoler Witz! Und jedem der sechs Kinder ein Sparfäßchen mit 100 M. Einlage.“

„Das Herz lachte ihm im Leibe. Er ist ein so „guter Kerl,“ wie er ein zuverlässiger Buchhalter ist.“

Die sechs Briefe nahm er aus Minna's Hand in Empfang, als er unten an die Wohnstube hintrat. Frau Dreilehmeister war Hausbesitzerin, Minna, ihre Einzige, eine hübsche, etwas präventive Brünette mit feurigen braunen Augen und höherer Tochterbildung. Sie hatte noch niemals die Hand um Herrn Stephan Heller geführt. „Meine besten Glückwünsche, Herr Heller, Danke, Bräutlein, kann nichts dafür... wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

„Ach —“ machte sie und schlug in lotheter Weisheit die Thüre zu. Heller gratulirte sich zu seinem guten Scherz. „Eigentlich ein hübscher Kerl: Warum hat sie noch keinen Mann?“

„Im Geschäft große Gratulation. Wehring und Compagnie fürchten, ihn zu verlieren.“

Erst im Stern beim Witttagessen findet er Zeit, die sechs Briefe zu lesen. Vorerst Stabspostbriefe. Ein Rommischmäntel hat stets gute Hypotheken offer: eine kleine Maschinenfabrik lücht beizus Bergarbeiterung einen stillen Heilbehälter mit Einlage: eine arme Näherin, die ihre kranke Eltern ernährt, wünscht das Geld zu einer Nähmaschine geborgt; der Regellust „Alle Neume“ hütet, eine Wette zu entscheiden, welche am Abend zuvor zwischen zwei Mitgliedern entfallen: das eine Mitglied hat behauptet, daß der glückliche Gewinner auf eine ausgeprobenne Wille ihm dem Klub sofort ein Häkel zu spenden werde; ein in die Hände von Büchereier großartiger junger Hofbeamter, dessen ganze Zukunft auf dem Spiele steht, sieht um 500 Mark gegen Wechsel auf Sicht und die Verbrüderung einer Lebensversicherungspolice; der sechste Brief ist ein Kinderbrief:

„Lieber Herr Heller! Sie kennen mich wohl nicht, aber ich bin der Sohn des Schiffsjunge's Nadler in der Weidenstraße. Ich wünsche mir schon so lange das schöne Buch: Zach, der Schiffsjunge, aber mein Vater sagt, ich brauche die seine solchen Bücher. Meine Eltern haben gelesen, daß Sie so viel Geld gewonnen haben. Darum glaube ich, daß Sie mir das Buch gewiß schenken werden. Ich will auch für Sie beten.“

Ihr Sie lebender August Nadler.“

Heller sagt sich: „Die Nähmaschine, das Hädel und Zach der Schiffsjunge wird spendirt. Der Postschreiber kann allen leben, wie er durchkommt. Das Hebräer findet sich.“ Nach der Leibe D'hole nimmt ihn der Postknecht beim Knopfling. „Nichts dem Geld annehmen, Heller! Es giebt eine Unmasse Menschen auf der Welt, die welches gebrauchten können und dir's abnehmen möchten.“

„Nun — da kennst du mich schlecht.“

„So? Ach gade dir aber, ich kenne dich besser wie du. Du bist viel zu gutberzt.“

„Das wart mal ab. Ein paar Kleinigkeiten, dann heißt's: hant! Hebräer, was machen eure Kater?“

Die Aufreueude anger, dem Provisor und dem Kapellmeister haben sich inzwischen vollständig um ihn verkränkt, sie essen alle im Stern.

„Danke, es geht — alles wohl — machen gleich heute noch mal mit...“ (Fortf. folgt.)

### Wunde Zeitung.

Eine kassische Göttergeschichte aus Esthrien erzählt der russische Reisende Dionico in der „Russka Wiedomosti“. Im äußersten Nordosten Sibiriens, da wo die Jakuten und Ljachuten haufen, liegt das Eldadische Götterreich, die Hauptstadt des Koloma-Mithras. Die russische Götterwelt vertritt dort ein Isprownik (Kreischel). Vor drei Jahren etwa be-

hauptete der Mann, der diese höchste Stellung dort einnahm, eines schönen Tages, er sei der Hauptstamm im Zukünftigen Pantseer, der Jurunga-Alt-Lalon. Die Bevölkerung kenne ihn im Glauben und auch der Diakon der russischen Kirche fiel ihm bei, während der Ruhe sich während des ganzen Verlaufs neutral verhielt. Dem Jurunga-Laton wurden nunmehr göttliche Ehren erwiesen, unter Glockengeläute frag man ihn täglich durch die Anstehung und das dauerte so ein ganzes Jahr lang. Da

